

Peggy Mädler: »Ziehende Landschaften«, Weimar 8. März 2020

Sehr geehrte Damen und Herren,

»HOW LONG IS NOW« – diese Frage steht in riesigen Lettern an der Fassade eines Wohnhauses geschrieben, an dem ich einmal in der Woche auf meinen Wegen durch Berlin vorbeikomme. In der Regel bin ich mit dem Fahrrad unterwegs. WIE LANG IST JETZT?, frage ich mich also jedes Mal, während ich den Worten, die ich schon von Weitem erkennen kann, schmunzelnd entgegenradele. Und kurz vor dem Haus – das gehört ebenfalls zu meinem Spiel dazu – erhöhe ich dann das Tempo, trete kräftig in die Pedale, um mich jedes Mal, sobald ich an dem Haus vorbeigerauscht bin, zu fragen: IST DAS JETZT JETZT VORBEI?

Das Schöne an diesem einfachen Spiel ist die Möglichkeit der bewussten Wahrnehmung von Gegenwart. Die Gegenwart in diesem Spiel – das bin ICH in meiner Bewegung. Ich fahre an dem Haus vorbei, das hier als eine Markierung innerhalb meiner Bewegung fungiert, und diese Markierung hilft mir dabei, zu erfahren – und zwar ganz konkret mit dem Fahrrad zu er-fahren – wie sich ein Moment meiner Gegenwart in einen vergangenen Moment verwandelt und ein neuer Moment beginnt. Gerade habe ich den Satz noch auf der Fassade gelesen und einen Moment später ist er eine Erinnerung in meinem Kopf. Faszinierend ist: Diese eben beschriebene Gegenwart beginnt jede Woche wieder neu, denn ich komme jede Woche wieder an diesem Haus vorbei. Neulich habe ich mir vorgenommen, das Neue auch mal wirklich zuzulassen. Also das Spiel zu verändern, den Gedanken auf der Fassade anders zu lesen, die Frage anders zu verstehen. Das ist mir nicht gelungen – zumindest nicht beim ersten Mal. Längst hatte ich mich an mein eigenes Spiel, an mein bereits ritualisiertes Denken angesichts der Worte gewöhnt.

In den letzten Jahren habe ich mich in meinem Schreiben wie in der Theaterarbeit mit den Prägungen, Erfahrungen und Gewohnheiten auseinandergesetzt, die aus der Vergangenheit heraus in die Gegenwart hineinreichen. Die man mitnimmt im Kopf und im Körper, als einen Schatz oder als ein schweres Gepäck. Ich habe versucht zu verstehen, auf welche Weise die Vergangenheit das Sehen, Interpretieren und Erfahren der Gegenwart bestimmt. Meine Frage war also weniger: WIE LANG IST JETZT?, sondern: WIE LANG IST VERGANGENHEIT? Wo fängt sie an und wo hört sie auf?

Aus dieser Perspektive lassen sich viele Erzählungen miteinander teilen: Was sind die Besonderheiten meiner oder aber Ihrer Herkunft, die heute noch in mir oder in Ihnen fortwirken? Wie sieht es aus – dieses je eigene Geflecht aus familiären, sozialen, atheistischen oder religiösen, aus geografischen und kulturellen, ost- oder westdeutschen oder migrantischen Prägungen? Und wo beginnt diese Herkunft eigentlich? Erst mit der eigenen Geburt oder schon mit den Erfahrungen und Prägungen oder Gewohnheiten der Eltern und Großeltern? Und wie weit haben wir uns biografisch inzwischen vielleicht auch von dieser Herkunft entfernt – aufgrund von Erfahrungen und Entscheidungen, aufgrund von Begegnungen und Freundschaften, durch das Ankommen an anderen Orten oder in anderen Kontexten, mit Hilfe von Büchern oder Reisen? Empfinden Sie mit Blick auf Ihre Biografie eher das Gefühl von Konti-

nuität oder das Gefühl von Veränderung? Oder halten sich beide Gefühle eher die Waage?

Gegenwart – das hieß für mich also vor allem, mein Gewordensein und das Gewordensein von anderen von einem heutigen Standpunkt aus zu betrachten – sprich: mich und andere als ziehende Landschaften in ihren Kontinuitäten, aber auch in ihren Veränderungen wahrnehmen zu können. Mit dem gleichen Blick schaue ich gern auf das Gewordensein von Räumen – seien es Gebirge, deren Versteinerungen noch von den Tiefseefischen aus dem Urmeer zeugen oder der Wandel von Regionen und Städten.

Aber hier und jetzt soll es um die Zukunft gehen. Das Thema BLÜHENDE LANDSCHAFTEN, das längst zu einer zweifelhaften Überschrift für ostdeutsche Erfahrungen und Prägungen in der Nachwendezeit geworden ist, solle – so hieß es in der Anfrage – nicht nur retrospektiv begriffen werden. Es gehe um den Begriff für die Gegenwart und Zukunft. Wie sehen die Landschaften der Zukunft aus – angesichts der Anforderungen, die auf die Gesellschaft zukommen?

Ich nehme es mal lieber gleich vorweg: Ich werde Ihnen nicht die eine Antwort auf die Frage geben können. Wir sind von so vielen Perspektiven umgeben, und schon allein in meiner Person sind so viele Perspektiven auf die Anforderungen der Gegenwart zu Hause und es wohnen »so viele Seelen in meiner Brust«, wie darauf zu reagieren ist, dass ich mich nur an einer Gleichzeitigkeit versuchen kann. Dazu kommt der Umstand, dass ich seit nunmehr 30 Jahren auch nicht mehr daran glaube, dass es nur die eine Lösung für oder die eine richtige Antwort auf die meisten individuellen wie gesellschaftlichen Fragen gibt. Diese Perspektive ist mir durch Gewohnheit zu einer zweiten Haut geworden. Angefangen hat es wohl mit Erfahrungen in der unmittelbaren Umbruchszeit 1990/91, als ich – damals 14, 15 Jahre alt – plötzlich verstand, dass viele der Antworten in den bisherigen Schulbüchern nicht mehr gültig sind. Natürlich: $1 + 1 = 2$ – das ergab auch im baden-württembergischen Schulbuch immer noch 2. Aber die gewohnten – und von mir als Kind einfach hingenommenen – Interpretationen der Vergangenheit wie auch die Schlussfolgerungen für die Zukunft waren von einem Tag auf den anderen obsolet. Auch gewohnte soziale und gesellschaftliche Verabredungen schienen nicht mehr gültig. Und plötzlich war es in dieser Zeit der Veränderungen – als meine Lehrer*innen noch die alte Sprache sprachen und sich zugleich bereits an einer neuen Sprache versuchten – für mich ebenso vorstellbar, dass auch die neuen Interpretationen, Gewohnheiten und Schlussfolgerungen eines Tages obsolet sein könnten. Diese Vorstellung ist beängstigend, weil sie einem den Boden unter den Füßen entzieht. Weil sie dem Bedürfnis nach Sicherheit widerspricht. Weil Wandel und Veränderung auch immer heißen kann, dass es dabei etwas zu verlieren gibt. Und zugleich war und ist sie für mich auch eine beglückende Erfahrung, weil in dieser Vorstellung der Wandel selbst, die Fähigkeit und Begabung des Menschen zur Veränderung, sichtbar wird. Während meines Studiums habe ich mich aus diesem Grund für andere historische Transformationsprozesse interessiert, für die Zeiten gesellschaftlicher Paradigmenwechsel und Wertewandel, welche die Kulturgeschichte nachvollziehbar macht. Aber im Rückblick ist man immer klüger. Es ist viel einfacher und um einiges ungefährlicher, das Ziehen der Landschaften aus der Erinnerung oder aus einer historischen Distanz zu betrachten, als mittendrin zu sein. Und sich im Mittendrin zu orientieren. In den letzten Monaten habe ich in meinem Umfeld wie auch auf meinen Reisen als Autorin so viele verschiedene Perspek-

tiven auf Zukunft, aber auch von so vielen Ängsten gehört, dass ich ehrlich gesagt mitunter einfach nur überfordert bin.

Ich habe mit Menschen gesprochen, die angesichts des Klimawandels Angst haben, die Zukunft zu verlieren, ihre eigene Zukunft oder die Zukunft ihrer Kinder und Enkel. Die sich fragen: WIE LANG WERDEN WIR ÜBERHAUPT NOCH EINE ZUKUNFT HABEN? Ich habe mit Menschen gesprochen, die in den Landschaften der Zukunft vor allem Verteilungskämpfe und Kriege sehen, die nicht woanders stattfinden, sondern vor der eigenen Tür. Ich spreche mit vielen Menschen, die meine Angst vor dem Rechtspopulismus und Rechtsextremismus in unserer Gesellschaft teilen, weil er die Möglichkeiten einer offenen, diversen und von Rassismus freien Gesellschaft gerade mit allen Mitteln bekämpft. Ich spreche mit Menschen, die sich in unserem Land nicht mehr sicher fühlen.

Ich habe mit Menschen gesprochen, die Angst vor einem neuerlichen Strukturwandel in ihrer Region haben, dabei sitzen die Erfahrungen des letzten Transformationsprozesses immer noch tief. Andere haben eher Angst vor zu schnell getroffenen Entscheidungen und ungleich verteilten Lasten im Zuge des gesellschaftlichen Drucks, der mit den Klimaprotesten einhergeht.

Ich spreche mit Menschen, die Angst aufgrund der gegenwärtigen, globalen Migrationsbewegungen haben, weil sie bislang keine zukunftsfähigen politischen Bündnisse und Lösungen sehen. Andere haben Angst vor einer offenen Gesellschaft, weil sie ihr nicht zutrauen, kulturelle Vielfalt und gemeinsame Werte und sozialen Frieden zu vereinbaren. Ich habe mit Menschen gesprochen, die Angst davor haben, dass sie und ihre Interessen in einer globalen Perspektive vergessen oder weiter abgewertet werden, weil sie bereits viele Erfahrungen mit sozialem Unrecht und Benachteiligung in ihren Biografien und lokalen Räumen gemacht haben, deren Lösung immer wieder verschoben wird.

Ich spreche mit Menschen, die Angst vor einem anhaltenden, viel zu wenig regulierten neoliberalen Wirtschaftswachstum haben und ich spreche mit Menschen, die Angst vor einem stärker regulierenden Staat haben. Ich habe so viele Menschen in letzter Zeit sagen hören, dass sie Angst vor der gegenwärtigen Spaltung unserer Gesellschaft haben, dass sie zwar wissen, wie sie selbst in ihrem jeweiligen Umfeld und mit ihren jeweiligen Gleichgesinnten Zukunft gestalten würden, aber zugleich nicht wissen, wie es zusammen mit all den anderen gehen soll.

Ängste können mobilisieren: zu Klimaprotesten, zu Demonstrationen für Vielfalt und Toleranz, zu vielen anderen Formen zivilgesellschaftlichen Engagements. Aber Ängste unterfüttern nun schon seit Jahren auch Populismus, Hetze und Abgrenzung. Ängste können dazu missbraucht werden, Interessen und Menschen gegeneinander auszuspielen. In Ängsten kann man sich leicht verlieren, denn sie lähmen auch. Ängste können der Grund dafür sein, dass der Zweck die Mittel heiligt. Angst ist auch ein Motor für Vorbehalte und dafür, einander nicht mehr zuzuhören.

Als Autorin erzähle ich hauptsächlich von subjektiven Perspektiven und Geschichten, als Autorin höre ich viel zu. Und auch wenn die Vielzahl der Perspektiven mich mitunter auch überfordert: Ich bin den Menschen dankbar, die mich im Zug oder auf der Straße ansprechen oder sich von mir ansprechen lassen, die in Kamenz oder Hepenheim oder woanders nach einer Lesung zu mir kommen und sich austauschen

wollen. Ich bin auch meinen Eltern und Freund*innen dankbar, die sich immer wieder aufs Neue von mir befragen lassen. Ich glaube fest daran, dass es wichtig ist, dass wir ein Bewusstsein für verschiedene Denk- und Sichtweisen, aber auch für die Verschiedenheit von Lebensweisen, Strukturen und Erfahrungen außerhalb unseres eigenen gewohnten Kontextes entwickeln. Und ich halte es für wichtig, dass wir uns in diesen Differenzen immer wieder auch als Menschen begegnen und erfahren können. Denn in konkreten Begegnungen werden nicht nur Ängste in Bezug auf den gegenwärtigen gesellschaftlichen Wandel sichtbar, sondern eben auch Bedürfnisse, Wünsche und gemeinsame Nenner. Mitunter weicht die Angst einer gewissen Pragmatik des Austauschs über konkrete Schritte und Maßnahmen, den Wandel zu gestalten. In den Begegnungen erlebe ich auch Optimismus.

In einem TED Talk von 2010 spricht die Autorin Elif Shafak von der gewaltigen Kraft der Kreise. Wir alle leben in oftmals doch eher homogenen sozialen und kulturellen Kreisen, denn wir neigen zur Gruppenbildung basierend auf lebensweltlichen Gemeinsamkeiten und gleichen Gesinnungen. Aber – und jetzt zitiere ich einige Auszüge aus ihrer damaligen Rede – »wenn wir keinerlei Verbindung haben zu den Welten jenseits derer, die wir für selbstverständlich halten« (...), wenn »unsere Freunde, Nachbarn, Kollegen, Familie – wenn all diese Menschen in unserem Kreis uns ähneln, dann bedeutet das, dass wir von unserem eigenen Spiegelbild umgeben sind.« (...) »Und dann erschaffen wir Klischees über andere Gruppen von Menschen.«

Ich möchte Ihnen ein bisschen von meinen eigenen Kreisen erzählen. Geboren wurde ich 1976, aufgewachsen bin ich in Dresden in der Friedensstraße 14. Diesen Satz kann ich sinngemäß heute noch im Schlaf auf russisch sagen. Und es gab eine Zeit als Kind, da erschien mir der Straßename wie ein wunderbares Versprechen, denn ich war ein Kind, das sich den Weltfrieden nicht nur inniglich gewünscht hat, sondern ihn zukunftsweisend im Sinne eines Happy Ends von Märchen auch erwartete. Auf den Geburtsort und die Adresse folgte der Satz: Мои родители работают на заводе – meine Eltern arbeiten im Betrieb. Sie, meine Eltern, sind beide die ersten in ihrer Familie, die die Schule bis zur 10. Klasse besuchen konnten. Mein Vater lernte danach den Beruf des Elektromonteurs und wurde anschließend auf eine Ingenieurschule für Elektrotechnik delegiert. Meine Mutter war Krippenerzieherin und hat nach der Heirat und Familiengründung auf der Abendschule erst das Abitur und schließlich auch ein Fernstudium zum Ingenieur – heute sage ich Ingenieurin – für Energetik absolviert. Meine Großeltern waren Verkäufer*innen bzw. Dachdecker.

Aus der Perspektive meiner Herkunft ist es eine Art Wunder, dass ich heute vor Ihnen stehe und diese Rede halte. Denn ich komme aus einer Familie, in der es keineswegs eine Selbstverständlichkeit ist, in der Öffentlichkeit zu sprechen und die eigene Stimme und Haltung zu formulieren. Es gibt eine Gewöhnung daran, dass andere sprechen und oft wird das als ein Ungleichgewicht oder das Gesagte als Moment der Zuschreibung wahrgenommen. Andererseits: Meine Eltern mögen nicht daran gewöhnt sein, ihre eigene politische Stimme jenseits von Wahlen und jenseits des privaten Raums zu erheben, aber sie haben es mir, ihrer Tochter, schon früh zugehört, dies zu tun. Sie haben ihren selbst erfahrenen sozialen Aufstieg in Bezug auf mich immer weitergedacht. Im Gegensatz zu mir konnten sie sich für mich sogar kurzzeitig eine Karriere im politischen statt im künstlerischen Bereich vorstellen und vielleicht wäre ihnen das sogar lieber gewesen, denn sie gehen davon aus, dass die Politik im Gegensatz zur Kunst mehr Geld einbringt. Die Vorstellung, dass ich selbst »da oben« oder wie jetzt konkret »hier oben auf dieser Bühne« stehen könnte, ver-

ändert aber nicht oder nur wenig die Distanz und das Misstrauen, dass sie Politik gegenüber immer wieder auch empfinden. Diese Vorstellung bringt sie auch nicht dazu, sich selbst zu engagieren, obwohl sie als ehemalige Mitarbeiter*innen in einem Energiekombinat durchaus einiges zur Energiewende zu sagen haben. Manchmal haben sie so viel zu besprechen und zu diskutieren, dass ich ihrer Meinung und Expertise kaum folgen kann. Tagespolitisch sind sie oft besser informiert als ich. Und doch ist ihnen die Distanz zur Politik inzwischen zu einer Art zweiten Haut geworden.

Ich spreche mit vielen Menschen in Ost- wie Westdeutschland, die es gewöhnt sind, Politik vor allem als Übergriff oder aus der Distanz zu erfahren und nicht als eine Möglichkeit, die Landschaften ihrer Gegenwart und Zukunft mitzugestalten.

Ich spreche mit Menschen in Ostdeutschland, die sich dazu an ein Gefühl der Enttäuschung gewöhnt haben. Oft sehe ich ihren Gesichtern und den Regionen, in denen sie leben, die gewaltigen Einschnitte im Zuge des Struktur- und Systemwandels immer noch an. Die Abwanderung von großen Teilen der Bevölkerung, die geschrumpfte Infrastruktur, die fehlenden Perspektiven. Und manchmal sehe ich es nicht oder vielmehr nicht mehr. Ist Dresden seit 1989/90 schöner geworden, habe ich meine Eltern neulich gefragt und sie antworteten prompt mit: Ja. Ist Freiberg, die Stadt, in der meine Großeltern lebten, schöner geworden? Ja. Geht es euch gut, frage ich sie immer wieder am Telefon, und, ja, sagen sie nun schon seit vielen Jahren, mach dir keine Sorgen, uns geht es gut.

Zugleich wissen viele der älteren Generation immer noch um den Bruch, der direkt durch ihre Biografie verläuft. Aus der Perspektive des Bruchs werden nicht nur die vielen Möglichkeiten des gesellschaftlichen Wandels von 1989/90 sichtbar, sondern eben auch die Erfahrungen von Verlust, Abwicklung, Prekarisierung, Abwertung und Destabilisierung. Der Politikwissenschaftler Ivan Krastev spricht dazu von einer nachträglichen Enttäuschung über gerade jene westlichen Strukturen und Systeme, die mit dem Bruch in einer Art kritiklosen Übernahmeform eingeführt und von Teilen der Bevölkerung erst begeistert, dann zunehmend distanziert nachgeahmt wurden. »Eine Liste der »Errungenschaften« (...) wurde nie gefertigt, schreibt der Soziologe Steffen Mau, »die Abrissbirne umstandslos angesetzt.« Da heute der 8. März ist, sei nur kurz an das in der DDR 1972 als sogenanntes »Frauentagsgeschenk« beschlossene Gesetz erinnert, das den Abbruch der Schwangerschaft innerhalb der ersten zwölf Wochen legalisierte und ihn damit eigenverantwortlich und straffrei den Frauen übertrug. Diese grundsätzliche Entkriminalisierung ging im Paragraphen 218 verloren. Auch wenn eine Abtreibung in den ersten 12 Wochen heute über die Regelung von gesetzlichen Ausnahmen möglich ist, steht sie doch grundsätzlich seit 1995 wieder und damit immer noch unter Strafe.

Viele meiner Gesprächspartner*innen können genau benennen, was sie damals gern bewahrt oder mitgenommen hätten. An Wissen, an Eigentum und Strukturen, aber auch an Erfahrungen und Sichtweisen. Vor 30 Jahren hatten sie kaum Zeit, darüber nachzudenken oder aber sie hatten kaum Handlungsspielräume, um ihre Interessen durchzusetzen. Es ist durchaus nachvollziehbar, dass aus dieser Perspektive unter anderen das Tempo oder die Lastenverteilung von gesellschaftlichen Veränderungen, viele soziale und konkrete lokale, strukturellen Fragen oder auch die Frage nach dem Wert von ihren Erfahrungen und anderen Bedürfnissen nach Kontinuität eine Rolle spielt. Es fehlt, wie Jana Hensel es immer wieder betont, auch heute noch »an Macht, Geld und Quoten für den Osten.« Es braucht Strukturen der Partizipation und Entscheidungsmacht, damit ein Projekt wie der Wandel in der Lausitz nicht wieder

von oben nach unten durchgegeben wird, sondern von den Menschen in der Region selbstbestimmt gestaltet werden kann.

Ich selbst habe von dem damaligen Umbruch vor allem profitiert. 1994 bin ich wie so viele junge Menschen weggegangen und hatte zunächst wenig Bedürfnis nach Kontinuität, sondern vor allem Sehnsucht nach Veränderung, nach neuen Erfahrungen und Kontexten. Heute lebe und arbeite ich in einem sozialen und kulturellen Umfeld, in dem es vielen der jungen und längst nicht mehr so jungen Menschen, mit denen ich alltäglich zu tun habe, selbstverständlich ist, sich politisch zu engagieren. Mitunter begreifen sie ihre Arbeit an sich schon als politisch oder sie sind außerhalb der Arbeit zivilgesellschaftlich in Vereinen, in Gruppen, auf Demonstrationen oder als Unterzeichnende von Petitionen engagiert. Die wenigsten von ihnen sind Parteimitglied, hier ist durchaus eine gewisse Distanz zu spüren. Als Theaterschaffende, Autor*innen, Lehrer*innen oder Referent*innen sind viele von ihnen es gewohnt, in der Öffentlichkeit zu sprechen und eine Stimme zu haben, die gehört wird. Sie sind überwiegend studiert, viel gereist und oft umgezogen, und sie haben Erfahrung darin, nicht nur lokale, sondern auch globale Perspektiven einzunehmen. Sie kritisieren selbstbewusst den Staat, seine Institutionen und politischen Vertreter*innen, denn das empfinden sie als ihre Aufgabe. Viele von ihnen wünschen sich einen umfassenden lokalen wie globalen Werte- und Strukturwandel hin zu einem ökologischen Bewusstsein und zu einem nachhaltigen Leben, Arbeiten und Wirtschaften. Sie wünschen sich eine offene, diverse, von Rassismus freie Gesellschaft. Und sie wünschen sich viel mehr Tempo in diesem Umdenken und Wandel. Sie fragen also eher »HOW SOON IS NOW«? Ich bin inzwischen Teil genau jener kulturellen, urbanen, neuen Mittelklasse, von welcher der Kultursoziologe Andreas Reckwitz in seinen Büchern erzählt.

Als Autorin, aber auch aufgrund meines Werdegangs, habe ich die Möglichkeit, diesen Lebenskreis, in dem ich mich heute hauptsächlich bewege, auch immer wieder zu überschreiten und Perspektiven einzunehmen, die ich in meinem unmittelbaren städtischen, eher intellektuell und überwiegend künstlerisch geprägten, einigermaßen sozial und zum Teil auch durch Erbe abgesicherten Umfeld nicht unbedingt wahrnehmen kann. Das Durchschreiten der Kreise zwingt mich, Unterschiede aufgrund von Bildungsmöglichkeiten, beruflichen und sozialen Kontexten oder von konkreten räumlichen Lebensbedingungen wahrzunehmen.

Es kann sein, dass ein gesellschaftlicher Wandel auf der individuellen Ebene kaum verarbeitet werden muss, weil die neuen Werte und Gewohnheiten längst in die persönliche Lebensweise integriert sind, weil man sich selbst zu den Menschen zählt, die den Wandel aktiv vorantreiben. Es kann sein, dass ein Wandel kaum als Bruch erfahren wird, wenig Schmerzen, kaum Umstellungen mit sich bringt. So war es 1989/90 bei den meisten Westdeutschen. Und so ergeht es wohl auch heute mir, wenn der ökologische Wertewandel sich zumindest in Teilen auf wunderbare Weise nahtlos in meine bisherigen Gewohnheiten einfügt. Ich fahre seit einem Autounfall vor nunmehr 20 Jahren ausschließlich Rad, ich lebe in einer Stadt, die über eine halbwegs funktionierende verkehrstechnische Infrastruktur verfügt. Ich sage »halbwegs«, weil ich aus eigener Erfahrung weiß, dass es einen großen Unterschied macht, ob man aufgrund seiner Arbeit morgens um 7 Uhr oder morgens um 10 an der Berliner Ringbahn steht. Ich kann mir die Kosten dieser Infrastruktur bei Regen oder bei dem in Berlin kaum noch vorhandenen Schnee leisten, denn dann zwingt mich weder mich noch meine Tochter aufs Rad. Und ich kann mir auch die vielen teu-

ren Reisen mit dem Zug durch unser Land und damit auch durch verschiedene soziale Landschaften leisten, weil sie in der Regel von Veranstalter*innen bezahlt werden. Ich bin emotional und ökonomisch weder mit Atomstrom noch mit der Braunkohle verbunden, auch wenn der Geruch von Kohleöfen bei mir mitunter wie der Geschmack der Madeleine bei Proust wirkt und Erinnerungen an meine Kindheit weckt. Ich habe keine Windräder vor meiner Haustür. Ich mochte schon als Kind den Kartoffelsalat an Weihnachten lieber als die Wiener Würstchen dazu und ich leiste mir regelmäßig die Rechnung im Biomarkt. Aber der Biomarkt ist eh nicht die Lösung des Problems, darin stimme ich mit Rudolf Bahro überein, einem umweltbewussten und gleichermaßen kapitalismus- wie sozialismuskritischen Geist, der nach einer Haftstrafe in der Sonderhaftanstalt Bautzen II 1979 aus der DDR ausgebürgert wurde.

Ich habe es in den letzten Jahren auch als eine Form und Möglichkeit gesellschaftlichen Engagements verstanden, zwischen jenen Welten, die ich wahrnehmen kann, zu vermitteln, von mir zu erzählen, aber auch den Erzählungen anderer zuzuhören, nach Brücken zu suchen und im Austausch der Perspektiven wie die Autorin Daniela Dröscher sagt »sozialen Zusammenhalt zu üben«. Das ist oft beglückend. Doch in politischen Fragen, so schreibt sie weiter, »beginnt Solidarität bekanntlich da, wo es schmerzt. Da, wo Identifikation endet.«

Und immer wieder komme ich auch an den Punkt, an dem es schmerzt. Denn der Austausch und das Aushandeln unserer verschiedenen Perspektiven, das Einüben von sozialem Zusammenhalt, für das ich es gewohnt bin, einzustehen und zu werben, gelingt doch nur unter den Bedingungen einer grundsätzlichen Mitmenschlichkeit und Gewaltfreiheit, und die beginnt bereits in der Sprache.

Nach dem Anschlag von Hanau am 19. Februar hätte ich diese Rede am liebsten abgesagt. Dieser wiederholte Ausbruch rassistischer Gewalt, dieser Mord an Menschen ist mir unerträglich. Er verweist einmal mehr auf die rassistischen und – wie der Anschlag in Halle wiederholt gezeigt hat – auch antisemitischen Denkweisen, Sprechweisen und schließlich Handlungen in unserer Gesellschaft, die die Würde und das Leben von Mitmenschen bedrohen und verletzen. Und er greift auch mich in den Werten als Bürgerin dieses Landes an.

»Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt«, heißt es im Artikel 1 unseres Grundgesetzes. Darin bekennen wir uns zu den Menschenrechten als Grundlage unseres Handelns. Im Artikel 2 bekennen wir uns zu dem Recht auf die freie Entfaltung der Persönlichkeit wie zu dem Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit eines jeden Menschen.

In den letzten Jahren habe ich unter anderem dafür gekämpft, die Vielfalt ostdeutscher Perspektiven und Erzählungen zu stärken. Dazu gehört es auch, immer wieder abwertende Zuschreibungen, Pauschalisierungen, diskriminierende Strukturen und soziale Benachteiligung von Ostdeutschen oder ostdeutschen Regionen zu benennen und scharf zu kritisieren, weil sie die Würde von Menschen verletzen und eine freie Entfaltung behindern. Und ja, es ist immer wieder auch empörend, wie taub oder selbstgewiss manche politischen Ohren bei diesem Thema sind.

Aber die Voraussetzung für das Einnehmen dieser ostdeutschen Perspektive und letztlich auch für meine Empörung ist doch gerade das Grundverständnis und die

Grundverabredung unserer Gesellschaft, dass wir für die Würde, die freie Entfaltung, den Schutz des Lebens und die körperliche Unversehrtheit von allen Menschen eintreten. Es braucht dringend – und zwar jenseits ost- und westdeutscher Grabenkämpfe – eine klare Positionierung und ein wirkmächtiges Engagement dieser Gesellschaft gegen den Hass, die politische Hetze und Gewalt, die Menschen und Bürger*innen dieses Landes aufgrund ihrer Hautfarbe, Religion oder ethnischen Herkunft tagtäglich widerfahren. Hier werden nicht nur ihre Rechte gewaltsam verletzt, hier werden unser aller Rechte verletzt. Wir haben mit unserer demokratischen Verfasstheit ein Recht auf die Verpflichtung aller Menschen dieser Gesellschaft, uns gegenseitig in unseren Menschenrechten anzuerkennen, und auf dieser Basis streiten und verhandeln zu können. Und so sehr ich sonst und auch in diesem Text für das Reden plädiere: Worte reichen meines Erachtens hier allein nicht aus. Es braucht einen gesamtgesellschaftlichen Masterplan gegen Rassismus und Rechtsextremismus, wie ihn beispielsweise Farhad Dilmaghani, Vereinsvorsitzender von Deutsch-Plus, Stephan J. Kramer, Präsident des Amtes für Verfassungsschutz in Thüringen, und der Soziologe Matthias Quent zwei Tage nach dem Anschlag in Hanau vorgelegt haben. In 12 Punkten werden hier ganz konkrete Maßnahmen und Schritte benannt, die Schutz gewährleisten und rechtsextreme wie rassistische Strukturen bekämpfen, die zugleich mit viel Geld in Bildung, regionale Strukturen und eine gerechtere – und das heißt eben unter anderem auch in mehr ostdeutsche – Teilhabe investieren, und endlich wieder unser demokratisches Handeln stärken. Es braucht einen Staat, der mit seinen juristischen, finanziellen und institutionellen Mitteln sowie mit seinen politischen Vertreter*innen endlich Verantwortung übernimmt, ins Handeln kommt und klar im Sinne unseres Grundgesetzes und den Vereinbarungen unserer Demokratie Grenzen zieht.

Das demokratische Einnehmen und Aushandeln von Perspektiven, für das ich hier stehe, die Anerkennung der Vielfalt von möglichen Antworten auf die Anforderungen der Gegenwart und für das Werden in der Zukunft, ist nur möglich, wenn wir uns in dieser Demokratie strukturell wie zwischenmenschlich darauf einigen, dass wir – unabhängig von unseren jeweiligen Standpunkten, Erfahrungen und Prägungen – den Kampf für unsere jeweiligen Interessen nicht auf Kosten der Würde, der Entfaltung oder sogar auf Kosten des Lebens und der körperlichen Unversehrtheit von anderen Menschen führen. Das bedeutet auch, dass wir ohne Taubheit oder Selbstgewissheit die Notlagen von anderen – innerhalb dieses Landes wie außerhalb – erkennen und einander – so heißt es ebenfalls in den Menschenrechten – im Geist der Solidarität begegnen.

Es ist inzwischen 15 Jahre her, da fand ich im Bücherschrank meines Großvaters einen Fotoband mit dem Titel »Vom Glück des Menschen«. Dieses Buch wurde ihm 1968 in Anerkennung seiner langjährigen Mitarbeit und aus Anlass des 20. Jahrestages der Gründung des volkseigenen Einzelhandels von der HO-Lebensmittel Freiberg überreicht. Dieser Fotoband erzählt in sechs Kapiteln von einem sozialistischen Glück der Freiheit, von einem Glück der Arbeit und einem Glück des Miteinanders, vom Glück des Lernens, vom Glück des Friedens und von einem bereits feststehenden zukünftigen Glück. Das Buch ist der Ausgangspunkt meines ersten Romans und Anlass einer fiktionalisierten Suche nach den individuellen Glücksmomenten im Leben meiner Eltern und Großeltern. Und zugleich ist der Roman eine Auseinandersetzung mit meinen eigenen Kindheitserinnerungen an die DDR.

Eine Prägung meiner Herkunft ist es, mich politisch nach einer Gesellschaft zu sehnen, die allen Menschen Freiheit, Arbeit, ein privates wie gesellschaftliches Miteinander, Lernen, Frieden und eine Zukunft ermöglicht. Eine andere Prägung meiner Herkunft ist es, in einer Gesellschaft leben zu wollen, die Menschen nicht vorschreibt oder gar diktiert, auf welche Weise sie als Individuen Glück zu empfinden oder die Zukunft zu sehen haben, sondern in der wir es uns gegenseitig ermöglichen, unsere Vorstellungen und Bedürfnisse miteinander zu verhandeln.

Gegenwart entsteht immer wieder neu, sie ist immer wieder die Schnittstelle, an der ein Moment vorbeigeht und ein neuer Moment beginnt. Es ist eine wundersame Begabung des Menschen – im Gesellschaftlichen wie im Biografischen – Erfahrungen der Vergangenheit mitzunehmen und zugleich aber auch neue Erfahrungen machen zu können. An dieser Schnittstelle, die Gegenwart ist, geht es wohl letztlich immer auch darum: Sich selbst und anderen Veränderung zu ermöglichen, Brüche zu verarbeiten und zugleich Stabilität und Identität herzustellen. Das ist eine Herausforderung und es ist Möglichkeitsraum zugleich.

Die Fähigkeit zur Veränderung ist uns bereits mit der Zeitlichkeit mitgegeben, die unseren Körpern innewohnt. Wir haben die Möglichkeit, uns als Kind, als Teenager, als junger und schließlich älterer Mensch erfahren zu können. Damit einher geht auch die Erfahrung, wie sich der Blick auf Vergangenheit im Älterwerden verändern kann, wie sich auch Denkweisen verändern können, wie man im Älterwerden plötzlich die eigene Sterblichkeit bewusster wahrnehmen kann, wie schließlich der Körper nach anderen, neuen Gewohnheiten verlangt. Der Wandel ist die Grundbedingung unserer Existenz. Und zugleich erzählen wir uns und anderen von unserem Gewordensein, ist im alt gewordenen Gesicht mitunter immer noch das Kind zu sehen, geben wir Erfahrungen, Prägungen und Erinnerungen an die nächste Generation weiter.

In Transformationsprozessen ist es wichtig, zu klären, was man mitnehmen will und wovon man sich für das Werden in der Zukunft verabschieden kann oder auch verabschieden will, um sich und anderen den Wandel zu ermöglichen.

In 30 Jahren und auch darüber hinaus werden Menschen zurückblicken und die Anforderungen und Spannungen unserer Gegenwart aus einer historischen Distanz heraus betrachten können. Sie werden unsere heutige Gegenwart aus dem Wissen ihrer Gegenwart heraus interpretieren und nach Antworten für ihre Zukunft suchen. Ich selbst verbinde durchaus auch viele Hoffnungen mit dieser zukünftigen Gegenwart, denn ich mag zwar mitunter eine Pessimistin im Geiste sein, aber ich bin zugleich –wie viele meiner Gesprächspartner*innen der letzten Monate – auch eine Optimistin im konkreten alltäglichen Handeln. Ich wünsche mir, dass nicht so viele Narben und Verwerfungen wie beim letzten Transformationsprozess zurückbleiben. Und ich hoffe sehr, dass ich in 30 Jahren selbst noch lebe, denn ich bin so neugierig auf mich mit 73 Jahren wie auch auf den eigenen Rückblick in diese heutige Zeit hinein.

Begrünte Gebäudefassaden, bewaldete Hochhäuser, renaturierte Gewässerlandschaften in Städten, werbe- und autofreie öffentliche Räume, Regeln zur Begrenzung des individuellen und gesellschaftlichen Konsums, Leihstationen und Verschenkmärkte, digitale Bürger*innenhaushalte, lokale Manufakturen, Solarenergie aus dem All, Baustoffe, die unter anderem aus dem CO₂ der Luft gefertigt werden – im Futurium Berlin kann man stundenlang durch Möglichkeiten der Zukunft wie bereits existierende weltweite Beispiele schlendern, um sich inspirieren zu lassen und zugleich

selbst an einem neuen Blick auf die Herausforderungen der Gegenwart zu versuchen.

Und in diesem Sinne habe ich mich auch an einer neuen Lesart der Frage an der Hauswand versucht: HOW LONG IS NOW?

Ich habe es bereits zu Beginn der Rede angedeutet, es funktionierte nicht beim ersten Mal. Aber ich habe einen Vorsatz gefasst. Und der Vorsatz beinhaltete schlicht und ergreifend nur die Motivation, es so lange zu versuchen, bis es klappt, dass ich für diese Rede hier in der Lage bin, die Frage anders als in meiner bisher gewohnten Art und Weise zu verstehen.

Und so bin ich vor zwei Wochen also wieder einmal diesem Haus entgegengefahren und den Worten immer nähergekommen. Und wieder fehlte mir die Idee, die Frage anders zu lesen. Und dann bin ich einfach vom Fahrrad gestiegen. Aus Frust habe ich vor dem Haus nicht beschleunigt, sondern gebremst und angehalten. Und dann stand ich vor dieser Hausfassade mit dieser Frage etwa eine halbe Stunde lang herum, und plötzlich kam der andere Gedanke. Die doch so simple andere Lesart. Ich bin natürlich nicht die einzige Gegenwart. Ich bin auch nicht die einzige, die in Bewegung ist. Da sind so viele Menschen, die einen Raum zur gleichen Zeit durchlaufen und durchfahren, und sie sind alle zur gleichen Zeit Gegenwart. WIE LANG IST JETZT – aus dieser Perspektive schien mir das Jetzt plötzlich so viel. So viel an Zeit, so viel an Möglichkeit. An diesem Morgen bin ich wirklich glücklich ins Büro gefahren.

Ich möchte Ihnen noch eine kleine Anekdote zum Schluss erzählen. Eigentlich wollte ich meinen zweiten Roman, der letztes Jahr erschienen ist, und in dem es um Brüche und Umbrüche des 20. Jahrhunderts geht, »Ziehende Landschaften« nennen, angelehnt an ein Gedicht von Hilde Domin. Darin heißt es:

»Man muss weggehen können
Und doch sein wie ein Baum:
Als bliebe die Wurzel im Boden,
als zöge die Landschaft und wir ständen fest.«

Doch im Verlag stieß mein Titelvorschlag auf wenig Begeisterung. Einige der Kolleg*innen fanden den Titel viel zu abstrakt, andere erinnerte der Titel wiederum viel zu konkret an Helmut Kohl. Es ist also nicht weit von Ziehenden Landschaften zu Blühenden Landschaften.

Mein Verleger schlug schließlich den Titel »Wohin wir gehen« für meinen Roman vor, und ich dachte sofort: Wer ist dieses WIR? An dieser reflexhaften Abwehr ist einerseits die Kollektiverziehung der DDR schuld, aber Helmut Kohl nehme ich gern mit in die Verantwortung. Erinnern Sie sich noch?

»Und ich bin mehr denn je davon überzeugt, dass wir in den nächsten drei bis vier Jahren in den neuen Bundesländern blühende Landschaften gestalten werden...«

Aus einer heutigen Perspektive stellt sich natürlich sofort die Frage, wer damals eigentlich mit diesem WIR gemeint war. Aber zugleich ist damit noch lange nicht festgeschrieben, wer dieses WIR in der Gegenwart oder Zukunft ist oder sein wird.

Das WIR ist keine einfache Sache. Das WIR ist immer eine Herausforderung. Aber die Tatsache, dass wir uns alle in der Zeit bewegen und damit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erfahren können, macht das WIR doch auch zur Grundbedingung unseres Seins.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.